liche Beachtung findet, wenn sie schwere finanzielle Schädigungen zeitigt, als eine der eindrucksvollsten Strafen für den Laizismus, der ohne Gott sein staatliches Haus bauen und wirtschaftlich einrichten wollte und nun mit Erschrecken gewahr werden muß, daß er auf Flugsand gebaut hat.

Der neue Korruptionsskandal, der in Frankreich aufgedeckt wurde, betrifft die Pariser „Société spéciale financière" und ihre Tochtergesellschaften.

Das Finanzministerium mußte gegen diese Gesellschaft eine Klage wegen Vortäuschung nichtvorhandener Aktiven und wegen Unterschlagungen zum Nachteil von Empfängern von Kriegsentschädigungen anstrengen. In parlamentarischen Kreisen war von der Angelegenheit schon seit geraumer Zeit die Rede gewesen; trotzdem wurde lange nichts gegen die Schwindelunternehmung getan. Persönlichkeiten der radikalen Partei sowie ein ehemaliger Minister einer früheren Linksregierung sollen sich an den betrügerischen Geschäften beteiligt haben. Das Finanzministerium hat die zweifelhafte Gesellschaft offiziell anerkannt und mit ihr zusammengearbeitet. Das Aushängeschild für das Unternehmen gab der Vizeadmiral Dumesnil ab; die wirkliche Leitung war in den Händen von jüdischen Geschäftsleuten namens Charles Goldenberg, Josef Lévy, Dr. Erlangen, David Cohen und Léon Schilling. Die Gesellschaft beschäftigte sich zunächst mit Zuckerspekulationen; sie gab Aktien aus, die jedoch bald vollständig wertlos wurden. Dann betrieb sie die Finanzierung von Kriegsentschädigungen, handelte mit den verschiedensten Waren usw. Lévy gründete nicht weniger als 30 Gesellschaften. Ihre Aktiven machen kaum die Hälfte des Fehlbetrages aus. Neben zweifelhaften machte die Gesellschaft auch rein betrügerische Geschäfte, insbesondere in Obligationen, welche Gesellschaften gehörten, die Anrecht auf Kriegsentschädigungen hatten. Die Abgänge werden auf mindestens 100, vielleicht auf 200 Millionen Francs oder mehr geschätzt. — Durch eine andere fast gleichzeitig bekanntgewordene Korruptionsaffäre wird der französische Staat um mehr als 120 Millionen Francs geschädigt. Es handelt sich um Betrügereien bei den schon seit zehn Jahren laufenden Arbeiten zur Erweiterung der Hafenanlagen und der Seine-Mündung bei Rouen. Für die Finanzierung dieser Arbeiten sind Kredite von mehreren Milliarden Francs vorgesehen. Eine der mit den Bauarbeiten beschäftigten Gesellschaften hat nun seit vielen Jahren die Behörden durch Fälschung von Rechnungen über Materiallieferungen, durch Unterschiebung minderwertigen Materials an Stelle von hochwertigem und durch schlechtere Ausführung der Bauarbeiten als vorgesehen um große Beträge geschädigt. Dieser Betrug konnte nur so lange unentdeckt bleiben durch die Mithilfe zahlreicher Beamter, die mit der Übernahme der Lieferungen und der Überwachung der Arbeiten betraut waren. Die betrügerische Firma zahlte diesen Beamten große Bestechungsgelder zum Teil in Form fester Monatsbezüge in der Höhe von 200 000 bis 300 000 Francs jährlich.

Eine weitere „Verschiebungsgeschichte" spielt um die Spargenossenschaft ehemaliger französischer Frontkämpfer, über deren anrüchiges Geschäftsgebaren unlängst der französische Kammerausschuß für soziale Fürsorge höchst peinliche Enthüllungen entgegennehmen mußte. Die Spargenossenschaft, die sich „France Mutualiste" nennt, hatte 140 Millionen Francs für bestimmte Zwecke ausgeliehen. Von diesem Betrag wurde jedoch der größte Teil nicht widmungsgemäß, sondern zur Abdeckung des Defizits einer Reederei in Boulogne-sur-Mer und zur Verschleierung betrügerischer Machenschaften einer Grundstücksgesellschaft in Biarritz verwendet. Ein Unterausschuß ist mit der weiteren Klarstellung des Falles betraut worden. Man befürchtet, daß auch dieser Skandal weitere Kreise zieht, als vorläufig noch übersehbar ist.

In Belgien ist es ein sozialistischer Skandal, der die Öffentlichkeit — namentlich die um ihre Ersparnisse betrogene Arbeiterschaft — in berechtigte Empörung versetzt hat. Die „Banque Belge de Travail", die große Finanzfestung der belgischen Sozialdemokratie, ist nach einer Reihe von gescheiterten Sanierungsversuchen nunmehr endgültig zusammengebrochen.

Über 200 Millionen Spargroschen der belgischen Arbeiterschaft, 122 Millionen Staatsgelder, die der belgischen Arbeiterbank zur Verfügung gestellt wurden, um die Fortführung der Geschäfte zu ermöglichen, und das gesamte Aktienkapital sind nach dem Bericht der Wiener „Reichspost" vom 11. 11. 24 verloren; zahlreiche Arbeitersparkassen und Konsumgenossenschaften stehen vor dem Ruin. Die ersten Anzeichen für die nahende Katastrophe waren die Zahlungsschwierigkeiten der großen sozialdemokratischen Konsumgenossenschaft „Vooruit" in Gent. Der Bankerott dieses Unternehmens hatte einen Run auf die sozialistischen Sparkassen zur Folge, deren finanzielle Verknüpfung mit den Konsumvereinen öffentlich allgemein bekannt war. Durch den Run wurde aber auch die „Banque Belge de Travail" erschüttert. Ihr Außenstand an Krediten belief sich auf nicht weniger als 350 Millionen Franken. Die sozialistische Großbank erhielt zunächst einen Staatskredit von 82 Millionen. Dieser Betrag erwies sich als zu gering. Im März 1934 mußte eine zweite Stützungsaktion versucht werden, für welche die Regierung neuerdings 40 Millionen Steuergelder bewilligte. Außerdem sollte die staatliche Caisse Générale d'Epargne mit 150 Millionen zu Hilfe kommen — unter der Bedingung, daß die sozialdemokratischen Parteiverbände ihre eigenen Einlagen bei der Bank zunächst nicht zurückfordern und für 45 Millionen Bankaktien übernehmen sollten. Die Parteiverbände lehnten diesen Vorschlag jedoch ab, da sie die Aktien der Bank für wertlos ansahen. Andere Rettungsversuche blieben ergebnislos. Durch den Zusammenbruch sind auch öffentlich-rechtliche Körperschaften geschädigt, so die Städte Antwerpen und Gent, die Provinz Lüttich und eine Reihe von kleineren Gemeinden, deren sozialdemokratische Finanzreferenten öffentliche Gelder in Höhe von ungefähr 30 Millionen Franken bei der Banque de Travail angelegt hatten. Schuld an dem Zusammenbruch der Bank sind leichtfertige Geschäftsführung, aber auch ausgesprochene Korruption. Für ein abenteuerliches Sozialisierungsprojekt, den „Plan de Man", wurden noch kurz vor den ersten größeren Schwierigkeiten große Summen bewilligt. Wirtschaftlich schlecht fundierte Parteiunternehmungen erhielten trotz ihrer schwankenden Geschäftslage große Kredite. An allerlei „faule Kunden", Günstlinge und Verwandte sozialdemokratischer Politiker, wurden uneinbringliche Kredite verteilt usw. 22 hervorragende sozialistische Politiker, die als Mitglieder des Verwaltungsrates, Direktoren, Leiter von Konzernunternehmungen usw. im Bereich der Bank tätig waren, ließen sich abnorm hohe Gehälter und Tantièmen ausbezahlen. So bezog der Parlamentarier Anseele in den letzten Jahren Beträge von rund 650 000 belgischen Franken jährlich, der bekannte Senator François 200 000. Eine ganze Reihe anderer führender Parlamentarier der Sozialdemokratie sind gleichfalls belastet. So Stadtrat d'Asseler, der Abgeordnete de Bruin und der Parteisekretär van Roosbrock. Auch die Stellung des Parteichefs Vandervelde erschien eine Zeitlang gefährdet. Einige der Belasteten wurden aus der Partei ausgestoßen, andere verwarnt. Das Ansehen der belgischen Sozialdemokratie bei den Massen ist durch diese Enthüllungen natürlich schwer erschüttert.

Die Lehre, die sich aus diesen Skandalgeschichten ergibt, ist eindeutig. Solange die „Seelensanierung", nach der sowohl der französische Episkopat wie führende katholische Persönlichkeiten Belgiens unablässig rufen, nicht in Angriff genommen wird, darf man sich keine Austrocknung der moralischen Sümpfe erhoffen. Bloßes Jammern und Klagen über die um sich greifende Verlotterung ist höchst unwirksam. Es bedarf des starken und mutigen Zugriffs zur Ausbrennung aller sittlichen Krankheitsherde und der planmäßig herbeigeführten „Wiederbegegnung von Sittlichkeit und Religion" im öffentlichen Leben!

Christus und der Tod.

Von **Kardinal-Erzbischof Dr. Michael v. Faulhaber (München).**

Wir veröffentlichen im folgenden das Manuskript einer am Allerheiligen- bzw. Allerseelentage im Münchener Dom gehaltenen Predigt, das uns der hohe Kirchenfürst auf Bitten gütigst für „Schönere Zukunft" überließ. Die Schriftleitung.

Einer der großen Toten des letzten Jahres hat die Verfügung getroffen: „Sorgen Sie dafür, daß Christus in Deutschland gepredigt wird!" Dieses Testament des Reichspräsidenten v. Hindenburg soll uns heilig sein. Paulus hatte den gleichen Wunsch: „Wenn nur Christus auf jede Weise gepredigt wird!" (Phil. 1, 18.) Heute freilich wird gegen Christus und sein Christentum und für ein Heidentum ohne Christus viel in das deutsche Volk hineingeredet. Ein Reichssender hat jüngst sogar behauptet, in der kirchlichen Totenliturgie sei ein Mischmasch von heidnischen und christlichen Gebräuchen zusammengetragen. Wenn „bei uns in Oberbayern" der Priester um die Tumba geht mit Weihwasser und Weihrauch, erfüllt er

eine liturgische Vorschrift, die durch das römische Rituale für alle Welt, wo immer katholischer Gottesdienst gehalten wird, vorgeschrieben ist, die also unmöglich „bei uns in Oberbayern" ein altgermanischer Brauch sein kann. Bei dem Leichenschmaus nach der Beerdigung mag viel unchristliche Art zutage treten. Die Sitte aber, mit einer Allerseelenstiftung eine Armenstiftung zu verbinden und nach dem Seelenamt an die Armen Brot zu verteilen, ist aus dem katholischen Dogma herausgewachsen, daß man den Armen Seelen durch Gebet und Opfer und Almosen an die Armen zu Hilfe kommen kann, hat also mit der heidnischen Sitte, dem Toten den Tisch zu decken, nichts zu tun. So will ich auch heute Christus predigen.

Christus und der Tod — die Zwei sind wie Tag und Nacht, wie König und Knecht, wie Hoherpriester und Diakon.

Christus und der Tod — die Zwei sind wie Tag und Nacht. Dürfen wir überhaupt diese Zwei, Christus und den Tod, nebeneinanderstellen und in einem Atemzug nennen? Christus, die geschichtlich wirkliche Persönlichkeit, und daneben den Tod, der überhaupt keine Persönlichkeit und keine lebende Wirklichkeit ist, nur etwas Begriffliches, von der darstellenden Kunst als Knochenmann mit der Sense oder mit der abgelaufenen Uhr bildlich dargestellt, um der Vorstellung der Menschen nachzuhelfen, ähnlich wie auch die Begriffe Laster oder Sehnsucht bildlich gestaltet werden? Dürfen wir die Zwei nebeneinanderstellen? Christus, auch nach seiner menschlichen Erscheinung das schönste Meisterwerk der Schöpfung, mit einem Namen über alle Namen (Phil. 2, 9), der die Arme weit ausbreitet und alle zu sich ruft, und daneben den Tod, das häßliche Knochengerippe ohne Herz und Blut, vor dem die Menschen davonlaufen, soweit sie können? Christus, nach seiner menschlichen Natur sterbensfähig, nach seiner göttlichen Natur unsterblich, voll göttlichen ewigen Lebens, und daneben den Tod, der erst in der Zeit durch die Sünde in die Welt kam (Röm. 5, 12) und nach dem Ende der Zeiten nicht mehr sein wird (Offb. 21, 4)? Christus, die Majestät des Lichtes und des Aufgangs, von der Sonne wie mit einem Lichtmantel umkleidet, und daneben den Tod, die Majestät der Nacht und des Untergangs, von den Schatten der Nacht umdüstert? Christus selber hat den Tod die Nacht genannt: „Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann." Und sein eigenes Wirken ein Wirken am Tage: „Ich muß die Werke dessen vollbringen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist." Kein Tag hat Licht genug, um damit die Lichtgestalt Christi zu malen. Keine Nacht hat Dunkel genug, um die Schattengestalt des Todes im Bilde darzustellen. Ein Tag ruft es dem andern zu und eine Nacht bringt der andern die Kunde: Christus und der Tod — die Zwei sind wie Tag und Nacht.

Christus und der Tod — schon deshalb die größten Gegensätze, weil, besonders nach dem Zeugnis des Johannesevangeliums, Christus das Licht und das Leben der Welt ist. „In Ihm war das Leben" (Joh. 1, 4). „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben" (3, 63; 6, 40, 47). „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben" (10, 10). „Jeder, der lebt und an mich glaubt, wird den ewigen Tod nicht sterben" (11, 25). Auf unseren Friedhöfen verkünden die fallenden Blätter und die welkenden Kränze das Gesetz der Vergänglichkeit. In der Mitte des Friedhofs aber ragt das Kreuz empor mit der Aufschrift: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" (11, 25). Hinter jedem Menschenkopf, auch hinter denen voll blühenden Lebens, ist ein Totenkopf verborgen, vorerst noch mit Haut und Muskeln überzogen. Die Martyrerakten berichten, die heilige Agnes habe einen zudringlichen Menschen zurückgestoßen mit dem Wort: „Weg von mir, du Futter des Todes!" Sie hatte Dem ihre Liebe geschenkt, der das ewige Leben war.

Auf dem Eucharistischen Kongreß in Rom, am 28. Mai 1922, war die Prozession nach einem fünfstündigen Weg auf dem Lateranplatz vor der Mutterkirche des Erdkreises angekommen. Die Schatten der Nacht senkten sich bereits über den weiten Platz, als vom Balkon der Laterankirche herab der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben werden sollte. Da rief eine Männerstimme laut und schrill in das Schweigen der vielen Tausende hinein: „O Cristo o la morte, entweder Christus oder den Tod." Es war ein Bekenntnis aus ergriffener Seele: Ohne Christus will ich nicht leben. Christus, „all mein Leben bist Du, ohne Dich nur Tod".

Christus und der Tod — die Zwei sind wie König und Knecht. Nach dem ewigen Ratschluß der Erlösung sollte Christus, der Menschensohn, den Tod auf sich nehmen, um die Schuld der Menschheit zu sühnen und der göttlichen Gerechtigkeit Genugtuung zu leisten. Von jener Stunde erzählt das Evangelium: „Da rief Jesus mit lauter Stimme: Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist. Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf" (Luk. 23, 46). Wenn Menschen im Sterben liegen — viele von uns haben das miterlebt — sind sie kaum imstande, mit leisen Flüsterworten sich ihrer Umgebung verständlich zu machen. Wenn nun das Evangelium berichtet, Jesus habe mit lauter Stimme sein letztes Wort am Kreuz gesprochen, wollte es damit sagen: „Sein Sterben war nicht wie das Sterben der Menschen. Er wurde nicht vom Tod überwältigt wie die Menschen, die im Sterben nur ganz leise reden und röcheln können." Er rief mit lauter Stimme und gab wie ein siegreicher Feldherr dem Tod ein lautes Kommando. In der Stunde, in der alle Menschenkraft erlahmt und alle Königsherrlichkeit erbleicht, leuchten seine Kraft und seine Herrlichkeit in vollem Lichte. Seit der Menschwerdung in Bethlehem war dem Menschensohn der Tod nachgeschlichen. Wiederholt schwebte er — menschlich gesprochen — in Todesgefahr: Herodes strebte dem Kinde nach dem Leben, seine Landsleute in Nazareth wollten ihn vom Felsen stürzen, die Juden hatten bereits die Steine in der Hand, um ihn zu steinigen, und den Befehl gegeben, ihn zu verhaften, aber seine Stunde war noch nicht gekommen. Erst am Kreuz war diese Stunde auf der Uhr des göttlichen Heilsplanes gekommen. Erst dort durfte der Tod sich ihm nahen, weil er mit königlichem Machtwort ihn gerufen hatte: „Nun komm, du Gerichtsvollzieher der Menschensünde, du Dienstknecht der göttlichen Gerechtigkeit, und walte deines Amtes!" Wie König und Knecht stehen sich am Kreuze Christus und der Tod gegenüber.

Der Hymnus in der Ostermesse hat diesen königlichen Sieg unseres Herrn über den Tod feierlich besungen: „Tod und Leben hatten einen wundersamen Zweikampf. Der Herr des Lebens mußte sterben und doch lebt er und ist König." Im Buche Job (18, 14) wird auch der Tod ein König genannt. Er war tatsächlich in der Zeit vor Christus ein Herrscher von Gottes Zorn, eine Majestät des Schreckens. Christus aber hat in seinem Tod diesem Schreckenskönig der unerlösten Zeit die Krone vom Haupte gerissen, sein Zepter zerbrochen und ihm den „Stachel" genommen. In Christi Händen liegen auch die Schlüssel der Unterwelt (Offb. 1, 18), nicht bloß die Schlüssel des Himmelreiches. Mit deutscher Gemütstiefe hat ein Sänger (Albert Hackenberg) den Osterhymnus der Kirche vom Zweikampf zwischen Christus und dem Tode nachgesungen: „Es ist ein Kriegsmann, der heißt Tod, Der zieht durchs Land im Morgenrot, Der reitet mit dem Abendwind, Erschlägt und würget, wen er findt. Nur einer ihm gewachsen ist, Das ist der milde König Christ, Der nimmt dem Tode seinen Raub Und stürzt ihn selber in den Staub."

Dem alten Simeon am Tempel auf Sion war am Vorabend des Neuen Bundes geoffenbart worden, er werde den Tod nicht schauen, bevor er nicht Christus, den Gesalbten des Herrn, geschaut hätte (Luk. 2, 26). Mit zitternden Händen klammerte sich der alte Mann an diese Verheißung. Ich werde den Tod schauen, sagte er sich, und gehe ihm jeden Tag einen Schritt weiter entgegen, aber ich werde vorher Christus, den Gesalbten des Herrn, die Sehnsucht der Propheten, mit meinen Augen schauen. Als dann bei der Opferung des Christkindes im Tempel die Mutter ihm den Gesalbten des Herrn in Kindesgestalt auf die Arme legte, jubelte der alte Mann sein Sterbegebet, eine Hymne an den Tod, ein Jauchzen an den Tod: „Nun entlässest Du, Herr, Deinen Diener im Frieden." Klang von diesem Klang soll auch unser Gebet sein: „Herr über Leben und Tod, wenn unsere Stunde kommt, laß uns den Tod nicht schauen, bevor wir nicht Christus, Deinen Gesalbten, in der heiligen Kommunion und in der letzten Salbung geschaut haben! Laß uns nicht ohne die heiligen Sterbesakramente sterben!" Auch an das Krankenlager unserer Angehörigen soll

der Tod erst dann treten, wenn Christus an das Lager trat, durch seinen Priester die Absolution gab und das Brot des ewigen Lebens reichte und den Kranken salbte im Namen des Herrn. Keine falsche, in diesem Fall lieblose Rücksicht darf uns abhalten, unseren Angehörigen diesen größten Liebesdienst zu erweisen. Es wäre eine Grausamkeit, die zum Himmel schreit, den Priester fernzuhalten. Der Tod soll nicht allein kommen, der Knecht soll im Gefolge des Königs kommen.

Christus und der Tod — die Zwei sind wie Hoherpriester und Diakon. Bisher haben wir gehört: Christus und der Tod, die Zwei sind wie Tag und Nacht, wie König und Knecht. Nun aber leuchtet doch in der Nacht ein Stern auf und das Knechtsgewand des Todes zeigt einen hellen Lichtstreifen. Nun ist der Tod nicht mehr bloß häßliche Mißgeburt und schriller Mißton. Nun bekommt er sogar eine Weihe, die Diakonatsweihe, und eine heilige Sendung. Christus und der Tod — die Zwei sind wie Hoherpriester und Diakon. Was hat der Diakon zu tun? Er hat beim feierlichen Hochamt das Evangelium zu singen. Wie oft hat der Herr im Evangelium gemahnt: „Seid wachsam und betet! Ihr wißt nicht, wann die Stunde da ist.... Was ich zu euch sage, sage ich zu allen: Seid wachsam!“ (Mark. 13, 33-37.) Haltet die Lenden gegürtet und die brennenden Lampen in den Händen! Ob er in der zweiten oder dritten Nachtwache kommt, der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet (Luk. 12, 35-40). In der Sprache des Evangeliums ist also das Sterben ein Erwarten des Menschensohnes. Wir sollten sagen, wir gehen Christus entgegen, nicht sagen, wir gehen dem Tod entgegen. Wir sollten sagen: Christus streckt uns seine Gnadenhand entgegen, nicht sagen: Der Tod streckt uns seine Knochenhand entgegen. Da erscheint der Tod nicht mehr als Kerkermeister, der in einen dunklen Kerker führt, da erscheint er als Herold des Lichtes, als Brautführer zur Hochzeit des Lammes, als Diakon des ewigen Hohenpriesters.

Was hat der Diakon zu tun? Er hat dem Hohenpriester beim Hochamt den Opferkelch zu reichen. Das ist ein feierlicher Augenblick, wenn bei der Opferung der Diakon dem Hohenpriester den Kelch hinreicht und mit ihm betet: „Wir opfern Dir, o Herr, den Kelch des Heiles.“ Wieder sprechen wir die Sprache des Evangeliums, wenn wir in leidvoller Stunde beten: „Herr, laß den Kelch an mir vorübergehen“, dann aber aus dem Munde Christi die Frage hören: Könnt ihr den Kelch trinken, den ich euch vorgetrunken habe? So dürfen wir das christliche Leben mit einem Opferkelch vergleichen, aufgefüllt von den kleinen und großen Opfern des Lebens, manchmal randvoll bis zum Überlaufen. Und zu allerletzt reicht der Tod die Opferschale dem ewigen Hohenpriester dar, damit er sie dem Vater aufopfere: „Laß es Dir, o Herr, ein Wohlgefallen sein!“

Was hat der Diakon zu tun? Er hat beim Seelenamt zu singen: Requiescant in pace, sie mögen ruhen im Frieden. Jeder Totengedächtnistag muß ein neues Band der Liebe schlingen zwischen den Hinterbliebenen und denen, die uns vorangegangen sind im Zeichen des Glaubens. Sie sind in der Nacht, in der niemand mehr wirken kann, und können sich nicht selber helfen. Wir aber wandeln noch am Tage und können ihnen helfen und ihre Leidenszeit kürzen durch Gebet und Opfer und Almosen. Gerade in diesem Jahr hat der Heilige Vater neue Ablässe für die Armen Seelen gegeben. Es ist nicht bloß die Blutsgemeinschaft, die uns mit den Toten verbindet, es ist die Gemeinschaft der Liebe, die „nicht stirbt“ (1 Kor. 13, 8), und die Gemeinschaft der Heiligen, die uns auch über das Grab hinaus mit den Toten verbindet. Und lastet auf unserem Gewissen der Gedanke an liebloses Zusammenleben, dann muß diese Lieblosigkeit gesühnt werden durch neue Liebe im Familienkreis, durch Mithelfen am Winterhilfswerk und in anderen Formen der helfenden Liebe.

Was hat der Diakon zu tun? Der Diakon hat beim Hochamt zu Ostern zu singen: Ite, missa est, alleluja, alleluja! Christus war König in seinem Sterben, groß am Kreuz. Noch größer, als er durch die Auferstehung den Tod und die Schrecken des Todes besiegte. Und nun muß der Tod seinen eigenen Tod verkünden und ein Diakon des Lebens werden. Eine gewisse Angst vor dem Tod liegt in der menschlichen Natur begründet. Wir werden im Durchschnitt nicht soweit kommen, um mit Paulus zu wünschen, aufgelöst zu werden (Phil. 1, 23), oder mit dem heiligen Franz von Assisi den Bruder Tod willkommen zu heißen. Wir werden uns kaum aufschwingen, ein doppeltes Alleluja beizufügen, wenn der Diakon Tod das Ite missa est unseres Lebens anstimmt. Wir müssen aber die übergroße Scheu vor dem Sterben in Christus überwinden und dürfen nicht die unchristliche Todesangst in uns aufkommen lassen und müssen sprechen: „Herr, wenn die Stunde kommt, ich bin bereit.“ Und weil es zu schwer wäre, von allen Freunden und von allen Gütern des Lebens mit einem Ruck Abschied zu nehmen, läßt der liebe Gott uns stückweise Abschied nehmen dadurch, daß einer um den andern stirbt, eine Stütze um die andere bricht, eine Trübsal um die andere kommt und so das Menschenherz sich daran gewöhnt, Abschied zu nehmen.

Vorher aber, bevor der Tod ein Diakon des Sterbens ist, soll er ein Diakon des Lebens sein. Wir dürfen nicht lebensmüde und arbeitsverdrossen von den Gräbern und Friedhöfen nach Hause zurückkehren. Wir müssen mit neuer Lebensfreude den Sorgen des Tages und den Aufgaben des Lebens gegenübertreten. Noch ist es Tag. Wir müssen die Werke dessen vollbringen, der uns gesandt hat, solange es Tag ist, bevor die Nacht kommt, in der niemand mehr wirken kann.

Religion und Recht.

Von Univ.- Prof. Dr. Franz Zehentbauer (Wien).

Da heute über Ursprung und Tragweite des Rechtes vielfach falsche Vorstellungen bestehen, da im Zusammenhang mit den Rechtsfragen viel die Rede ist von Blut und Rasse und von der ausschließlichen Rechts-Schöpfung durch den Staat, ist eine Abhandlung über Grundfragen des Rechtes vom christlichen Standpunkt höchst zeitgemäß. Daher die Veröffentlichung der folgenden Arbeit. Die Schriftleitung.

Für Verständnis und Ergründung des Rechtes ist die Beantwortung einer Vorfrage unerläßlich, die da lautet: Wem gehört der Mensch? Gehört der Mensch zuerst sich selbst an und dann der Gemeinschaft oder gehört der Mensch zuerst der Gesellschaft an und dann erst sich selbst? Die areligiösen Strömungen der Philosophie und der Weltanschauungen der Gegenwart und Vergangenheit wußten mit dem Problem „der Mensch“ nichts Rechtes anzufangen. Schon die Frage allein, wann die menschliche Person als Rechtsträger in Betracht kommt, hat die sonderbarsten Antworten zur Folge. Und doch ist die richtige Beantwortung dieser Frage für das Recht von größter Bedeutung. Das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch (A. B. G. B. § 22) sagt diesbezüglich ganz richtig: „Selbst ungeborene Kinder haben vom Zeitpunkt ihrer Empfängnis an Anspruch auf den Schutz der Gesetze.“

Damit im Zusammenhange steht die Frage: „Was ist Person?“ Wann spricht man von „Person“? Jedes gesellschaftliche Gebilde besteht letztlich aus menschlichen Lebenseinheiten, aus Individuen, aus Personen. Individuum im Sinne der Gesellschafts-, der Moral- und der Rechtsphilosophie ist ein psychophysisches Ganzes, eine Welt für sich, ein Mikrokosmos. Der Begriff der individualitas der scholastischen Philosophie des Mittelalters wurde von Leibniz in die philosophische Sprache der Neuzeit eingeführt. Individualität in der Bedeutung des Eigenartigen und Einzigartigen erhebt das Vernunftwesen zur Persönlichkeit im philosophischen Sinn. Boëthius sagt prägnant: „Persona est naturae rationalis individua substantia.“ Person sein heißt Substanz sein, für sich sein, in sich selbst ruhen, sich selbst besitzen. Darum sind die auszeichnenden Merkmale der Persönlichkeit: Selbstzweck, Selbstbewußtsein, Selbstbesitz, Selbstmacht, aber auch Selbstbestimmung und Selbstverantwortung. — Persönlichkeit ist Wesensanlage des Menschen, auch des kleinsten und schwäch-